

Leseprobe aus:

Anne Holt

Ein Grab für zwei

Kriminalroman



Das Buch erscheint am 17. September 2021

Weitere Informationen: www.atrium-verlag.com

© Atrium Verlag AG, Zürich, 2021



Donnerstag, 7. Dezember 2017

Selma Falck

Wenn Oslo ein Körper war, dann war das hier der Anus der Stadt.

Genau diese Wohnung.

Dieses Arschloch von Wohnzimmer.

Das Zimmer war klein und eiskalt. Die graubraune Sisaltapeete hatte sich in den Ecken gelöst, und der billige Laminatboden war von Flecken übersät. Vor allem unter den Fenstern. Selma Falck ging in die Hocke und berührte vorsichtig den einen dunklen Halbmond. Der Bodenbelag gab mit einem ekelhaften, schmatzenden Geräusch ganz leicht nach.

Seit sie angefangen hatte, die Kartons hereinzutragen, war alle vier Minuten eine Straßenbahn vorübergescheppert. Irgendjemand hatte die Fenster mit Folie beklebt, möglicherweise, um den Blick in die Wohnung zu versperren. Oder, ebenso gut möglich, damit die Fensterscheiben nicht herausfielen; unter dem Kunststoff zeichneten sich deutliche Risse ab. Das Zimmer wurde immer noch dunkler, wenn draußen Straßenbahnen oder Lastzüge vorüberfuhren. Es war schon spät. Obwohl jemand nicht nur die Folie angebracht, sondern auch die Risse in den Fensterrahmen mit Klebeband abgedichtet hatte, quälte ein zunehmend unangenehmer Abgasgeruch Selmas Nase.

Sie stapelte die Kartons vor der Wand zum Schlafzimmer zu zwei Türmen. Oben auf dem einen lag kurze Zeit später Darius, zusammengekauert wie zum Sprung, schaute argwöhnisch zu

ihr herüber, und sein Schwanz strich langsam von einer Seite zur anderen.

Selma Falck setzte sich auf das einzige Möbelstück im Raum, ein rotes Sofa aus den Sechzigerjahren. Es hatte schon dort gestanden und roch vage nach Heizöl und Käseflips. Sie hoffte jedenfalls, dass es Käseflips waren. Darius machte plötzlich einen Buckel und fauchte wütend, blieb aber oben auf dem wackligen Stapel auf der anderen Seite des Zimmers.

Drei Wochen und drei Tage waren vergangen. Seit damals erappte Selma sich immer wieder dabei, dass sie ohne Grund auf die Uhr schaute, als ob sie diese mit einem Blick anhalten könnte. Oder besser noch, zum Umkehren bewegen. Am kommenden Montag, genau vier Wochen nachdem Jan Morell mit ungewohntem Ernst ihre Kanzlei betreten hatte, lief die Frist aus.

Bis dahin waren es nur noch vier Tage.

Bald würde sie ihr Ziel erreicht haben, fast alles zu verlieren, was sie jemals besessen hatte.

Abgesehen von dem Auto, das sie niemals hergeben würde, und dem Kater, den sie auf Jessos Befehl hin hatte mitnehmen müssen. Darius sprang vom Kartonturm und verschwand lautlos im Schlafzimmer. Dort kippte etwas um. Irgendein Gegenstand zerbrach.

Selma schloss die Augen. Ein Rettungswagen jagte vorüber. Die Sirene schien die Wände zu zerfetzen. Selma hielt sich die Ohren zu, aber das half nicht im Geringsten. Als sie Augen und Ohren wieder öffnete, stand Darius mitten im Wohnzimmer.

Seine Augen funkelten. Sein Schwanz peitschte noch immer feindselig hin und her. Im Maul hielt der Kater eine Maus, die noch so weit am Leben war, dass ihr nackter Schwanz krampfhaft zuckte. Der Kater gähnte, die Maus fiel auf den Boden und blieb dort zappelnd liegen.

Selma Falck hatte seit Samstag, dem 13. Dezember 1986, nicht

mehr geweint. In sechs Tagen wären das genau einunddreißig Jahre, und deshalb staunte sie sehr, als sie glaubte, auf der linken Wange eine Andeutung von Tränen zu verspüren. Eigentlich für sie eine physiologische Unmöglichkeit. Vor Überraschung sprang sie auf und suchte nach einem Spiegel.

Die Medaille von damals hatte sie vor zwei Wochen auf eBay angeboten. Niemand hatte auch nur einen Hauch von Interesse gezeigt. Die olympische Medaille, die sie zwei Jahre später errungen hatte, wäre vielleicht attraktiver, aber bis auf Weiteres mochte sie sich noch nicht davon trennen.

Sie weinte nicht, berichtete der kleine Spiegel, den sie in ihrer Handtasche fand.

Hier konnte sie einfach nicht wohnen.

Hier musste sie wohnen. In diesem Rattenloch. Oder Mäuseloch, das war ja schon bewiesen, und als sie zum ersten Mal zur Decke hinaufblickte, sah sie einen so riesigen und graublauen Fleck, dass sie einen Brechreiz verspürte.

Und kotzte.

Das Erbrochene passte farblich zum Wohnzimmerteppich.

Innerhalb der Frist, die Jan Morell ihr gesetzt hatte, hatte sie Werte von etwas über dreizehn Millionen Kronen realisiert. Davon blieben ihr 23 876 Kronen und 32 Öre, und sie hatte nicht die geringste Ahnung, wann sie jemals wieder Geld verdienen könnte.

Zum Glück ahnte niemand auch nur, wo sie war. Nicht Jesso, dem es vermutlich ohnehin restlos egal gewesen wäre. Nicht die Kinder, die beide klar zum Ausdruck gebracht hatten, dass sie sie nicht mehr sehen wollten, nie wieder, als sie einige Sachen abgeholt und in Kartons von Clas Ohlson gepackt hatte, ehe sie mit einem vom Pokertürken geliehenen Lieferwagen ihrer Wege gefahren war. Niemand aus ihrem Freundeskreis ahnte, wo sie wohnte, auch wenn sich die Gerüchte über ihre Krankheit

offenbar schnell verbreitet und allein in den vergangenen zwei Tagen zu zweiundfünfzig SMS und unbeantworteten Anrufen geführt hatten. Selma Falck hatte keinen Krebs. Nicht, dass sie wüsste jedenfalls. Ohne genauer darüber nachzudenken, oder eigentlich vor allem aus Verzweiflung, hatte sie ein wenig übertrieben, als ungläubige Partner nicht begreifen konnten, warum sie ihre Anteile verkaufen musste. Sie hatte das K-Wort nicht benutzt, aber aus dem, was sie mit traurigen Augen und zitternder Unterlippe erzählte, konnten die anderen durchaus falsche Schlüsse ziehen. Bei diesem Gedanken wurde ihr schon wieder schlecht. Sie schüttelte heftig den Kopf, schluckte und beschloss, den Spiegel zu vergessen und lieber etwas zu suchen, mit dem sie die Maus und die Kotze auf dem Teppich entfernen könnte.

Niemand durfte wissen, wo sie war.

Als sie die Türklingel hörte und schon das halbe Wohnzimmer durchquert hatte, zuckte sie so heftig zusammen, dass Darius abermals einen Buckel machte. Die halb tote Maus kroch hilflos auf die Tür zu, als glaube sie, dort draußen warte die Rettung. Selma ging zögernd hinterher, ohne sich schon richtig zum Öffnen entschlossen zu haben.

Jemand klopfte hart und ungeduldig.

Niemand wusste, dass sie hier war.

Wieder ging die Klingel.

Die Zelle

Die Tage gehörten ihm nicht mehr.

Der Raum hatte keine Fenster. Eine LED-Lampe an der Decke brannte rund um die Uhr. Keine sichtbare Leitung. Nichts, was er hätte losreißen können. Das Bett war aus Beton und an der einen Wand angegossen. Er hatte nicht einmal eine Matrat-

ze, nur etwas Stroh, dessen Halme sich bereits miteinander verfilzten und anfangen zu stinken.

Eine Decke hatte er auch nicht bekommen. Nicht einmal Kleider. Er fror nicht, es war warm hier, aber er hatte sich noch nicht daran gewöhnt, ohne Kleidung und ohne Decke zu schlafen. Ab und zu döste er ein.

Schlief nie.

Er war noch immer viel zu verängstigt.

Wasser bekam er aus einem Loch in der Wand. Einem so kleinen, dass er es mit dem Daumen zuhalten konnte. Er tippte auf ein halbzölliges Rohr. Das Wasser sickerte die ganze Zeit heraus. Da er keinen Becher hatte, musste er es von der Wand lecken, wo das ewige Rinnsal eine gelbbraune Spur hinterlassen hatte. Diese Spur fühlte sich inzwischen klebrig an. Gleich unter dem Wasserloch, auf dem Boden, war über einem Abfluss ein Gitter angebracht. Dort pisste er. Und kackte, wenn er es schaffte, etwas aus sich herauszupressen. Die Gitterstäbe saßen in der Mitte weiter auseinander. Bisweilen hatte er Glück und traf dazwischen. Andere Male musste er mit dem Fuß in seinen Exkrementen herumstochern, um sie in den Abfluss zu befördern. Sie schieben, manchmal auch drücken.

Ab und zu bekam er etwas zu essen, durch eine Klappe in der Metalltür. Meistens Brot. Brötchen. Ab und zu belegt. Niemals etwas Warmes, niemals etwas, das auf einem Teller serviert wurde und mit einem Löffel oder einer Gabel verzehrt werden musste.

Die Tage waren verschwunden. Die Nächte gab es nicht mehr.

Das Licht quälte ihn und hatte die Zeit gestohlen. Er mochte seit einer Woche hier sein, seit zwei Wochen, seit einem Jahr.

Nein, nicht seit einem Jahr.

Aber lange. Einige Tage jedenfalls. Er hätte versuchen müssen, Buch über die Zeit zu führen, von dem Moment an, in dem er

aufgewacht war und keine Ahnung gehabt hatte, wo er sich befand. Er wusste nicht, warum er hier war. Hatte einfach nicht die geringste Ahnung. Er schrie die Gestalt an, die das Essen brachte. Heulte und schlug sich die Fäuste an dem grauen Stahl der verschlossenen Tür blutig. Draußen war es immer still und stumm, und die Klappe war so klein, dass er auf der anderen Seite nur Schatten erahnen konnte.

Der Mann musste ihn kennen. Es musste ein Mann sein. Als er zu sich gekommen und eingesperrt gewesen war, hatte er Schmerzen in den Kniekehlen und in den Schultern gehabt, als ob jemand ihn getragen, ihn ein Stück weit geschleift hätte. Seine Hacken waren aufgeschrammt. Es musste ein Mann sein, und dieser Mann musste ihn kennen.

Es gab nichts in dem Raum, womit er sich das Leben nehmen könnte.

Das wünschte er sich mehr als alles andere. Er wollte lieber sterben als das hier, und er hatte mit all seiner Kraft versucht, den Kopf gegen die Mauer zu rammen. Mehrmals. Doch das hatte ihm nur Wunden und Beulen eingebracht. Er hatte sich den Mund mit Stroh vollgestopft, aber immer wieder hatte er alles aus sich herausgehustet. Reflex, nahm er an. Er hatte die verdammten Halme angefeuchtet, hatte sie triefnass gemacht und sich in Nase und Hals gestopft, so fest er konnte. Es war ihm fast gelungen, aber als der Raum rosa geworden war und sein Kopf sich leicht angefühlt hatte und er auf die Pritsche gesunken war, hatte der Husten eingesetzt und alles wieder herausgezwungen.

Jedes Mal.

Der, der ihn gefangen hielt, musste ihn kennen.

Der, der ihn gefangen hielt, musste wissen, dass ihm der Tod lieber wäre als das hier. Und das Schlimmste, das Allerschlimmste war, wenn der Fremde das Essen gebracht hatte, nur ab und zu, setzte nach einem Muster, das unmöglich nachzuvollziehen

war, dieses scharrende, mechanische Geräusch hinter der einen Wand ein.

Die dann vorrückte und den Raum immer kleiner machte.

Die Langläuferin

In die lange Reihe von mehr oder weniger belanglosen Geschehnissen, aus denen ein Leben besteht, würde dieser Tag als Bagatelle eingehen, die leicht zu vergessen wäre, dachte Hege Chin Morell. Irgendwann würde sie auf diese Tage, diese Wochen, die jetzt vor ihr lagen, und auf diesen unwirklichen Augenblick zurückblicken und gleichgültig mit den Schultern zucken.

A hump in the road, mehr nicht. Ein störendes, aber überwindbares Hindernis auf dem Weg zu einer strahlenden Olympiade in Pyeongchang.

Sie war vierundzwanzig Jahre alt und hatte beschlossen, dass alles, was hier ablief, eigentlich gar nicht passierte. Es war zu absurd. Zu offenbar falsch. Etwas war schiefgegangen, und dieses Etwas würde identifiziert werden. Der Irrtum würde korrigiert werden. Es war nur eine Frage der Zeit, das hatte sie sich in den über drei Tagen einzureden versucht, die vergangen waren, seit sie die unbegreifliche Nachricht erhalten hatte.

Jede Minute in dieser Hölle waren sechzig Sekunden zu viel.

Die Menschen vor ihr verschwammen zu einer graublauen, lärmenden Masse. Sie schloss die Augen und konzentrierte sich auf das Bild eines siegreichen Finishes. Auf das eines Weihnachtsbaums, eines eleganten Sprungs ins Meerwasser. Auf das Gesicht ihrer Mutter, im Laufe der Jahre verblasst, auf das Lächeln, das Hege jetzt nur noch in kurzen Erinnerungsmomenten sehen konnte. Auf Mamas blaue Augen und die langen, blassblonden Locken, so anders als Heges struppige schwarze Haare. Darauf,

dass Mutter und Tochter sich gemeinsam einen Zebrazopf geflochten hatten, als Hege noch klein war und im Arm der Mutter schlafen durfte, wenn die Nächte zu dunkel wurden.

Es gab auch große Augenblicke zwischen den vielen kleinen im Leben.

Die Siege. Die Medaillen.

An den allergrößten Augenblick konnte sie sich natürlich nicht erinnern. Jemand, vermutlich ihre biologische Mutter, hatte sie vor genau dem richtigen Waisenhaus ausgesetzt. Es gab ein Bild der knapp zwei Monate alten Hege in einem Korb, mit Schorf in den wenigen Haaren, die sie damals schon hatte. Sie war in saubere Lumpen eingewickelt und hatte einen grünen Bären aus hartem Kunststoff zur Gesellschaft. Wenn sie an einem anderen Ort gelandet wäre, in einer anderen Zeit, wären es nicht ausgerechnet Jan und Katinka Morell gewesen, die einige Monate darauf das bleiche, von Ekzemen gequälte Baby zu sich nach Vettakollen in Oslo auf der anderen Seite des Erdballs geholt hätten. Ihre biologische Mutter oder wer auch immer hatte sie in einer frühen Morgenstunde unter der halb toten Weide vor der alten Missionsstation abgelegt, ein Glückstreffer im Leben, und die kleine Chin konnte deshalb Skilaufen lernen.

Ihre biologische Mutter hatte ihr das Leben lebenswert gemacht, indem sie sie verlassen hatte.

Vier WM-Titel und fast zehntausend Trainingsstunden später wusste Hege, dass es im Leben auf und ab ging. Sie hatte gelernt, beides mit einer Gelassenheit hinzunehmen, die das norwegische Publikum verwirrte.

Es gab große Augenblicke, das wusste Hege Chin Morell. Und es gab kleine. Das Leben war eine Kette aus starken und schwachen Gliedern, von Gut und Böse, von Gleichgültigkeiten und Sternstunden und allem, was es zwischen Leben und Tod gab. Die Kette war lang, und dieser Augenblick, diese absurde

Veranstaltung, musste einfach überstanden werden. Hege musste sich aufrecht halten, und bei diesem Gedanken hob sie den Kopf noch ein bisschen höher.

Es lag ein schrecklicher Irrtum vor, aber der würde sich aufklären.

Sie öffnete die Augen und starrte einen Punkt hoch über den Gesichtern der fast vierzig anwesenden Presseleute und Fotografen an. Vier ernste Männer saßen in Reih und Glied neben ihr, drei davon mit gefalteten Händen und gesenktem Blick. Auf dem Tisch lag eine dunkelblaue Decke, die farblich zu Heges Pullover passte, dem ersten Kleidungsstück seit sechs Jahren, das keinen Sponsorennamen aufwies. Selbst das Logo des Herstellers war mit einem Stück Klebeband überdeckt. Die üblichen Obstschüsseln, Smoothie-Packungen und Mineralwasserflaschen, die sonst immer strategisch auf dem Tisch verteilt wurden, um von den Kameralinsen eingefangen zu werden, fehlten ebenfalls. Auf dem Tisch stand nur eine einsame, namenlose Kanne. Nur Hege war mit einem Glas Wasser versehen worden.

Das war leer.

Die geräuschvollen Spekulationen waren bei ihrem Eintritt schlagartig verstummt. Die Kameras summten und klickten, einige Anwesende tuschelten weiter miteinander, doch Botolf Odda, der Präsident des Langlaufverbandes, brauchte seine Stimme nicht zu erheben, nachdem er sich ein wenig am Mikrofon zu schaffen gemacht und sich dann geräuspert hatte.

»Willkommen zu dieser Pressekonferenz«, sagte er. »Wir kommen sofort zur Sache.«

Ein Kameramann stolperte über den Fuß eines anderen und schlug der Länge nach hin. Der Verbandspräsident achtete nicht auf ihn.

»Der Grund, aus dem Norwegens Langlaufverband zu dieser Konferenz geladen hat, ist, dass Hege in eine ...«

Er schluckte.

»Es hat sich eine Situation ergeben ...«, war sein nächster Anlauf. »Hege Chin Morell hat früher in diesem Herbst eine positive Dopingprobe abgegeben.«

Jetzt verstummten sogar die Kameras.

»Bei der es sich um einen Irrtum handelt«, sagte die Langläuferin laut. »Ich habe niemals gedopt. Bei der Entnahme der Proben muss ein Fehler passiert sein.«

Die Fotografen drehten abermals durch.

Der Vater

Im Treppenhaus roch es auf undefinierbare Weise nach Schmutz. Ein erdiger Geruch, vermischt mit den Ausdünstungen schweren Verkehrs, dachte Jan Morell, während er darauf wartete, dass jemand öffnete.

Er glaubte, Geräusche zu hören, aber es war schwer einzuschätzen, ob die aus der Wohnung kamen oder von der lärmenden Stadt draußen. Er fühlte sich versucht, das Ohr an die Tür zu legen. Zwei ungleichmäßige, klebrig aussehende Streifen von unbestimmbarer Farbe, die sich diagonal über das Holz zogen, hielten ihn davon ab.

Es war ungewöhnlich schwer gewesen, die Adresse herauszufinden. Eine solche Suche dauerte sonst selten länger als eine halbe Stunde. Jan Morells Privatdetektiv, oder Sicherheitsberater, wie auf der Gehaltsliste stand, hatte anderthalb Tage gebraucht, um einen norwegischen Türken in Ensjø ausfindig zu machen. Dieser Bursche bot in einem obskuren Lokal tagsüber Autowäsche sowie kleine Reparaturen und nachts Pokerrunden an. Er war abweisend gewesen, wie der kurz gefasste Bericht mitteilte. Was sein Sicherheitsberater dann unternommen hat-

te, wollte Jan Morell gar nicht erst wissen. Das blieb ihm erspart. Es ging in dem Bericht darum, dass Selma Falck diese Wohnung hier für drei Monate für einen Apfel und ein Ei gemietet hatte. Streng genommen hatte sie sie geliehen. Der Türke war einer ihrer ehemaligen und offenbar überaus dankbaren Mandanten.

Genau wie Jan Morell. Wenn er auch jetzt nicht mehr sonderlich dankbar war, dann war er das vorher immerhin gewesen.

Niemand öffnete.

Jan Morell glaubte, eine Katze miauen zu hören. Er klopfte energisch an die verdrehte Tür und klingelte ein weiteres Mal. Nun hörte er Schritte.

Jemand hinter der Tür griff an die Klinke. Eine Sicherheitskette klirrte. In einem schmalen Spalt zwischen Tür und Türrahmen tauchten Selmas rechtes Auge und ihr Mundwinkel auf.

Sie sagte nichts. Blieb nur stehen, als ob sie Zeit brauchte, um zu begreifen, dass er sie gefunden hatte. Er schaute zu Boden. Eine Katzenvisage, davon war er überzeugt. Das Tier sah aus wie nach einer Frontalkollision, das Maul lag wie ein flacher Knopf gleich unter den großen, eisblauen und ziemlich hervorstehenden Augen.

»Mach auf«, sagte er mit schroffer Stimme und stieß mit dem Ellbogen gegen die Tür. »Ich habe ein Angebot, das du nicht ablehnen kannst. Eine letzte, krasse Wette.«